

# Anzeigebblatt

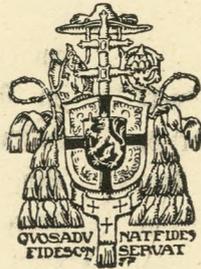
für die

## Erzdiözese Freiburg.

Nr 19

Freiburg, 6. Juli

1932



### Conrad

durch Gottes Erbarmung und des heiligen Apostolischen Stuhles Gnade

### Erzbischof von Freiburg

Metropolit der Oberrheinischen Kirchenprovinz, Administrator des Bistums Meißen,  
entbietet dem hochwürdigen Klerus und allen Gläubigen der Erzdiözese Gruß und Segen im Herrn.

✠

### Beliebte Erzdiözesanen!

Es erschien mir wie ein Abschied für immer, als ich im Februar des vergangenen Jahres meine süddeutsche Heimat verließ, um nach dem Willen des Heiligen Vaters das Diasporabistum Meißen zu leiten. Noch sehe ich die winterliche Landschaft lebhaft vor mir, die ich damals durchfuhr. Die schneebedeckten Ruppen des Schwarzwalds, die zerstreuten Dörfer und kleinen Städte, malerisch an die sanften Bergausläufe gelehnt. Die industriereichen Großstädte mit ihrem nebligen Dunstkreis bei Tag und bei Nacht und ihren rauchenden Schloten. Alles prägte sich tief meinen Sinnen und meinem Gedächtnisse ein, als ob es ein letztes, weh-

mütiges Winken und Grüßen wäre. Und dann trug mich der unaufhaltsam eilende Zug durch neue Gegenden, die ich zum ersten Male sah, bis fast zur Ostgrenze Sachsens, wo mich das vieltürmige Bauhen in später Abendstunde freundlich empfing. Vieles erschien mir zuerst wie ein Traum, bis mich die Wirklichkeit mit ihren unnachgiebigen Forderungen ergriff und mir im klarsten Lichte die Aufgaben zeigte, die nunmehr meiner bischöflichen Verantwortung harrten. Und ich gestehe es offen: bald wurde mir die ausgedehnte Diözese zur fast heimatlichen Erde, in die ich mit neuen, geistigen Wurzeln verwuchs. Es lockte mich das weite Land mit seinen wechselvollen Reizen

und seinen zahlreichen, ehrwürdigen Erinnerungen an eine längst versunkene katholische Zeit, das Land mit seinen Großstädten, Bergwerken und Essen, den Zeugen einer fast unvergleichlichen, vorkrieglichen Blüte und einer Gegenwart voll bitterer Arbeitslosigkeit und Armut, das Land, in dessen dichter, andersgläubiger Bevölkerung meine Katholiken verschwanden wie in den fast endlosen Nadelwäldern meiner Heimat die wenigen Buchen und Eichen. Und ich gestehe es freudig, daß das eben gebrauchte Bild auch nach einer anderen Ähnlichkeit gilt.

Wie viel Glaubensfestigkeit und christlichen Opfermut fand ich dort oben, wie viele nicht zu lockernde Verankerung im katholischen Boden, wie viele Menschen, die mitten in den allerheftigsten Stürmen nur noch inniger mit Christus und seiner Kirche verwachsen! Ich grüße euch dankbar, ihr katholischen Männer und Frauen, die ihr wie Kinder zu eurem Bischof in unerschütterlicher Treue und rührender Liebe gehalten. Ich grüße dich, katholische sächsische Jugend, so klein, wenn ich dich nach den Zahlen bemesse, so groß und vorbildlich schön, sobald ich dein katholisches Verbundensein betrachte und mich deiner heißen Gelöbnisse erinnere, mit denen du deine Treue zur Kirche und zum Christkönig so oftmals beschworst. Ich grüße euch, ihr sächsischen und Thüringer Priester, ihr meine bewährten Helfer und Freunde, die ihr unentwegt die steinigen Furchen eurer Seelsorgeäcker durchlauft, obgleich ihr immer wieder schmerzlich empfindet, daß andere gleich hinter euch schreiten, die als Feinde das Unkraut säen, oder Schwärme von Vögeln flattern, um das mühsam gestreute Korn wieder größtenteils aufzuspicken. Wahrlich, es ist nicht leicht, Diasporabischof zu sein, aber neben den dunklen Wolken, die oft meine Seele verhüllten und beluden, erwärmten mich immer wieder die Sonnenblicke, die plötzlich aus der Wolkennacht brachen, um mir zu beweisen, daß jener auch in der Diaspora königlich thront, der von sich unfehlbar sagte: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wandelt nicht in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben“ (Joh. 8, 12).

In Spannung gehalten von den großen Aufgaben, die zur Verantwortung eines Diasporabischofs

gehören, war ich fest überzeugt, daß ich nunmehr den Rest meines Lebens als Nachfolger des hl. Benno von Meissen verbringe, um dann neben den apostolischen Männern zu ruhen, die auf dem blumenbesäten Nikolaisriedhof im Schatten einer malerischen Kirchenruine hoch über den zerklüfteten Ufern der Spree auf die Posaunenstöße des Gerichtsendels harren.

Aber noch war das Jahr 1931 nicht völlig zu Ende, da entfielen Mitra und Stab jener verehrungswürdigen Gestalt, die mir wenige Monate zuvor im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg die Hände bischöflich salbte und den Hirtenstab und Ring als die Sinnbilder der apostolischen Gewalten übergab. Sechs Jahre hatte ich zu den Räten des hochseligen Erzbischofs gehört und oft seine überreichen Gaben bewundert, seinen scharfen, durchdringenden Verstand, seinen restlos auf Gott und das Gottesreich gerichteten, beharrlichen Willen und sein weiches, empfängliches Herz, das sich nur schwer hinter der äußeren Gemessenheit und scheinbaren Strenge und Kühle verbarg. Als man sein Irdisches im südlichen Seitenschiff des Freiburger Münsters in der Nähe des Sakramentsaltares unter den Steinfließen und den Bergen von Blumen begrub, stand ich ergriffen dabei und betete für ihn und für jenen, der von Gott dazu bestimmt sei, den Hirtenstab des hl. Konrad aus seiner toten Hand zu übernehmen.

Tags darauf kehrte ich in meine Diözese zurück, zufrieden mit der Fülle der Arbeit, die ich dort wiederum fand, und der kleinen, vertrauensvollen Herde, die ich väterlich leiten und hüten durfte. Selbst der flüchtige Gedanke und Wunsch, die Mitra des hl. Benno mit der des hl. Konrad zu vertauschen, kam mir wie eine Untreue an der eigenen Diözese vor, mit der ich durch den bischöflichen Ring wie mit einer Braut glücklich verlobt und vermählt war. Wenn ich nun dennoch vor wenigen Tagen, geliebte Erzdiözesanen, den verwaisten Stuhl der Freiburger Kirche bestieg, so hat mich dahin nicht mein eigener Ehrgeiz geführt, sondern der Wille eines anderen, dem ich als Christ, als Priester und als Bischof unverbrüchlichen Ge-

horsam versprach. Ich war vor einer Jahresfrist und mehr nach dem Willen des Hl. Vaters aus der Heimat nach Sachsen gezogen, ich gehorchte darum seinem Rufe auch jetzt, weil es dem Bischofe noch wesentlicher als dem Priester geziemt, in der Autorität des Papstes die Autorität Jesu Christi zu verehren. Dabei gestehe ich unumwunden ein, daß sich die Loslösung von meiner bisherigen Diözese zwar nicht schmerzlos vollzog, aber doch dadurch erträglicher wurde, daß der Wille des Hl. Vaters mich wieder in die Heimat verpflanzte. Je älter der Mensch eben wird, desto mehr pflegt er zu verspüren, daß sich das Land, in dem er seine glückliche Jugend verbrachte, nicht nur seiner Erinnerung unauslöschlich eingrub, sondern auch sein eigenes Wesen befruchtete und formte und weit mehr zu ihm gehört, als der Rahmen zum Bild. Darum auch das natürliche Heimweh der alternden Menschen, das erst dann sich beruhigt, wenn der Fluß wieder umkehrt zur Quelle, von der er einst ausgegangen. Es ist das ein Abbild jenes Heimwehs der Seele nach Gott, ihrem Ursprung und letzten Ziel, wie das irdische Vaterland selbst wieder ein Gleichnis ist der ewigen, himmlischen Heimat. Und hatte ich nicht weit über ein Menschenalter meiner Heimat priesterlich gedient? Hatte ich nicht als Seelsorger Menschen geführt, die damit seelisch mit mir selber verwachsen und sich unzertrennbar mit meinen Gedanken und Wünschen, mit meiner Verantwortung und meinen Gebeten verbanden? Hatte ich nicht manche, die mir so nahe standen, als wären es meine Brüder und Schwestern, in der Heimaterde gebettet? Und ruhen nicht am Fuße des Heubergs und am Gestade des schwäbischen Meeres mein Vater und meine Mutter? Wer kennt aber nicht jenes schmerzliche Sehnen des Menschen, von der sichtbaren Grabstätte aus wieder die elterlichen Stimmen zu hören und in stillem Erinnern mit den Seelen zu sprechen, die nach dem Tode des Leibes noch näher bei uns sind als inmitten ihres irdischen Lebens! Und ist endlich unsere Heimat nicht so unvergleichlich gesegnet und schön! Gewiß fand ich auch im fernen Sachsen und Thüringen waldige Berge und liebliche Täler, schimmernde Ströme und fruchtbare Gärten

und Felder. Ich sah Städte mit überraschend altertümlichem Reiz, hohe, majestätische Dome und prunkvolle Schlösser und Paläste mit ungeahnten Reichtümern der Kunst. Aber ich fand nirgends jene wechselreiche Pracht, die sich aus dem Füllhorn der göttlichen Güte gerade über unsere Heimat ergoß, wo die Schwarzwaldberge wie feierliche Hochaltäre himmelwärts ragen, die Täler wie Opferschalen sich wölben, die Ebenen voll Fruchtbarkeit jauchzen und die Fluren und Seen wie ein blinkendes Geschmeide von Gold, Silber und Perlen den Leib der Erde bedecken. Und über alle diese Reize des Landes breitet sich noch der Ehrenmantel einer vielhundertjährigen, christlichen Geschichte und Kultur und weht auch heute noch der warme Odem des katholischen Lebens. Es stehen wie mahnende Prediger die Andachtskreuze am Weg und die Kapellen auf den Hügeln und Bergen. Es ziehen die Prozessionen betend durch das Land, und es läuten die Glocken alltäglich in den Dörfern und Städten und erinnern an eine geistige und ewige Welt hoch über dem Staub und Rauch und dem zermürbenden Hasten der Menschen. Ihr, meine geliebten Erzdiözesanen, verspürt wohl, an die katholische Atmosphäre gewöhnt, den belebenden Hauch der katholischen Vergangenheit und die laute Sprache der katholischen Gegenwart nicht. Wenn man aber in der Diaspora war, dann schärft sich das Auge und Ohr und man fühlt, wie mit dem Erlöschen des ewigen Lichts auch der Schimmer verglüht, den der katholische Glaube über die Menschen und Dinge ergießt.

Und so bin ich denn wieder in die Heimat gekommen. Und ich danke Gott gerührt dafür, daß mein erster Schritt in mein neues Bistum zusammen mit der Reise und Ankunft armer sächsischer Kinder erfolgte. Das war der sinnige Strauß, den mein armer Diasporasprenkel mir überreichte, damit ich ihn zur Begrüßung meinen neuen Diözesanen mit der Heilandsverheißung schenke: „Wer eines von diesen Kleinen in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf“ (Matth. 18, 5).

Ihr fragt mich vielleicht, geliebte Erzdiözesanen, was ich nun als euer Erzbischof in meiner umfangreichen Heimatdiözese suche und will. Ihr denkt

wohl an die öffentliche Erfahrung, daß jede neue Regierung ihr Programm grundsätzlich zu entwickeln pflegt. Ich verstehe eure Bitte wohl. Dazu hat man ja auch in den Tagesblättern von den Erwartungen gesprochen, die man an mich persönlich und an meine Amtsführung stellt. So will ich denn eindeutig darauf Antwort geben. Ob meine Zukunft freilich alle befriedigt, glaube ich kaum. Aber es ist die Antwort eines katholischen Bischofs, der weiß, daß er weniger den Menschen als Gott selber und Christus, dem guten Hirten, Verantwortung schuldet.

Was suche ich also, geliebte Erzdiozesanen, bei euch? In erster Linie nicht mich selbst. Ich will nicht „herrschen“, sondern lediglich dienen. Das entspricht meinem eigenen Wesen und dem Willen meines göttlichen Meisters. „Wer der erste von euch sein will“, so lehrt er seine Apostel, „der sei der Diener von allen“ (Matth. 20, 27). Das ist jenes christliche Dienen, das Gott und die Seele in den Mittelpunkt alles Geschaffenen rückt und in jeglichem menschlichen Leben ein Abbild jenes erlösenden, gottmenschlichen Lebens erblickt, das sich selber vergaß und im Aufgehen für andere erschöpfte. Das ist jenes apostolische Dienen, zu dem mich die Priester- und Bischofsweihe ausdrücklich berief. „Wir verkündigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, unsern Herrn, uns aber als euere Knechte durch Jesum“ (2. Kor. 4, 5). So bin ich also, geliebte Erzdiozesanen, nicht meinetwegen da, sondern für euch. Nicht meine eigenen Wünsche und Bedürfnisse sind in meinem Leben maßgebend und entscheidend, sondern euer zeitliches und ewiges Heil. Zwar habe ich kraft meines Amtes euch zu führen, wenn ich aber führe und gebiete, erstrebe ich nicht meine eigene Höhe, sondern euere Erhebung zu Gott. Und wann hätte das katholische Volk die von Gott gesetzten Führer so notwendig gebraucht als gerade heute, wo so viele sich als Volksfreunde und Volksführer bezeichnen, aber weder den Auftrag, noch die Absicht und Fähigkeit haben, das christliche Volk nach den Vorschriften und Zielen Jesu Christi zu leiten? Ja manche erblicken ihre Aufgabe geradezu darin, das christliche Volk vom katholischen Christen-

tum und der Kirche des Heilandes wegzuführen und nicht zu ihr hin. Darum wird meine allererste Zielsetzung sein, euch, meine geliebten Erzdiozesanen, in der christkatholischen Wahrheit unberührt zu erhalten. Das ist jene Wahrheit, die unvermindert und unveränderlich von Christus kam, der von sich selber, als einziger von allen Menschen, feierlich gestehen konnte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“, weil er der eingeborene Gottessohn war. Er hat die von ihm geoffenbarte Wahrheit als kostbares Vermächtnis niedergelegt im Schoße seiner heiligen katholischen Kirche. Und er hat es nur dem Papst und den Bischöfen als Amtspflicht übertragen, seine Wahrheit „recht zu behandeln“ (2. Tim. 2, 15), d. h. autoritativ zu schützen und zu erklären. Jede Lehre, die nicht der kirchlichen Autorität, zumal jener unfehlbaren des Hl. Vaters entspricht, widerspricht damit der Wahrheit Jesu Christi selbst. Getreu dem Schwure, den ich schon bei meiner Bischofsweihe und wiederum vor der Uebernahme meiner erzbischöflichen Würde ablegte, werde ich darum die Reinheit und Einheit der katholischen Wahrheit verteidigen und deren Leugnung oder irrige Deutung als einen Gegensatz zur ewigen Wahrheit pflichtgemäß und furchtlos verwerfen.

In der Gegenwart begnügt man sich aber häufig keineswegs damit, die eine oder andere Säule im Dome des christlichen Credo, den einen oder anderen Glaubenssatz unserer katholischen Kirche zu erschüttern, sondern ging dazu über, die Grundlagen des Christentums, ja des Gottesglaubens selber, zu sprengen, um die Menschen zur völligen Gottlosigkeit zu verführen. Nicht bloß ziehen wie früher einzelne Wanderredner des Unglaubens willkürlich landauf, landab, man hat den Kampf gegen die Kirche und den Gottesglauben nach dem östlichen, haßsprühenden Vorbild in kluger Berechnung organisiert und läßt, wie bei einem gut vorbereiteten Krieg, seine wohlgeschulten Truppen planmäßig ausschwärmen und verwüsten. Und nicht der Gebildete ist es mehr, auf den sich die gottwidrigen Angriffe richten, um ihn für die Gottlosigkeit und den Gotteshaß zu gewinnen, sondern das werktätige Volk und die von Natur aus gläubige, kindliche Seele. Alle, die die

Zeichen der Zeit irgendwie zu deuten verstehen, sehen darin den allergrößten, geistigen Kampf, der je die Menschheit durchtobte. Wer aber soll in diesem Kampfe mehr Führer aller christlich Gesinnten sein, als der Bischof, dem es auferlegt ist, den Glauben seiner Diözesanen sowohl mit seiner Schrift und seinem Wort, als auch, wenn es notwendig werden sollte, dem Vorbild unzähliger katholischer Märtyrer-Bischöfe getreu, mit seinem eigenen Leib und Leben zu schützen!

Allüberall, wo die christliche Wahrheit königlich herrscht, schlägt auch die christliche Gerechtigkeit Wurzel. Und umgekehrt, wo die christliche Wahrheit ins Wanken gerät, oder gänzlich unterliegt, wird auch die soziale Gerechtigkeit unter den Menschen notleiden oder völlig verschwinden. Wer Gott nicht mehr gibt, was ihm wesentlich gebührt, wird auch den Menschen das Schuldige versagen. Die Geschichte der sozialen Entwicklung im vergangenen Jahrhundert hat es deutlich bewiesen. Nur die christliche Wahrheit vermag eben mit ihren machtvollen Motiven, natürlicher und übernatürlicher Art, die maßlose Selbstsucht der Menschen zu binden, diese rücksichtslose Tyrannin, die nur den eigenen Vorteil kennt und verfolgt und alles andere schonungslos verflaut und an den Beutewagen des Eigennutzes spannt. Daher die entsetzliche Zerklüftung unter den Menschen, unter den Völkern und unter den Klassen. Man hat die soziale Gerechtigkeit lediglich auf brüchige menschliche Satzungen und verhallende Drohungen und nicht mehr auf das feste und heilige Fundament gebaut, das der Glaube an die ewige, göttliche Gerechtigkeit bildet. Man hat das Bruderverband, das uns alle naturgemäß und nach dem Willen und Vorbild Jesu Christi verbindet, gelockert oder völlig zerschnitten, den Blick für die gottgewollten natürlichen Rechte verloren und das Gewissen mit den Entschuldigungen und Scheingründen der Selbstsucht betört, man hat aufgehört, in der Menschheit einen Organismus zu betrachten, der nur als Ganzes gedeiht und mit dem Siechtum oder Tod seiner Glieder selber dem Siechtum oder dem Tode verfällt. Nicht umsonst hat darum der Hl. Vater bei der 40. Wiederkehr des Jahrestages, an dem

seinerzeit die bahnbrechende Enzyklika *Quasdam* Leos XIII. „*Rerum novarum*“ erschien, an die natürlichen und christlichen Gesetze der Gerechtigkeit und deren Sanktionen erinnert, um die Völker vor dem drohenden, allgemeinen Zusammenbruch zu schützen, der sich als notwendige Folge aus der sozialen Ungerechtigkeit ergibt. Er weiß es zu seinem Schmerze ebenso wohl, daß daraus nicht nur die gegenwärtige Arbeitslosigkeit und Armut, sondern auch jene nicht minder bedauernswerten seelischen und sittlichen Verirrungen erwachsen, die heutzutage das Eheleben und Familienleben schmachvoll verheeren. Es wird deswegen meine Wesensaufgabe als Erzbischof sein, meine Erzdiözesanen immer und immer wieder an jene Grundgesetze des gerechten, christlichen Denkens und Handelns zu erinnern, die den Volkskörper und die Völker selber zu einer Einheit verschweißen, und jene Blutserneuerung zu erstreben, die im einzelnen sowohl wie in der Menschheit das einigende und erlösende Blut Jesu Christi bewirkt.

Aber die Gerechtigkeit allein genügt nicht. Sie vermag zwar viele, aber nicht alle Wunden zu heilen. Auch der Mensch selber gibt sich mit der Gerechtigkeit allein nicht zufrieden, sondern verlangt noch etwas anderes, das wir Barmherzigkeit und helfende Liebe heißen. Die Gerechtigkeit entspringt dem Verstande, dem Willen und dem Gewissen, der Mensch aber will die beseligende Wärme, die dem mitfühlenden Herzen entströmt. Auch die höchste Gerechtigkeit hält gemessene Distanz und vermag nicht, die Menschen zu verbinden. Sie kann sogar leicht ins Gegenteil umschlagen und zur Ungerechtigkeit entarten. Das Getrennte vereinen, das Gegensätzliche aufheben, die Berge abtragen, die Täler ausfüllen und den Frühling erwecken, das kann nur die *Caritas*, wie der Heiland sie lehrte und in seinem gottmenschlichen Leben übte, das kann nur jene sonnige Liebe, die St. Paulus in seinem jubelnden Hymnus im zweiten Korintherbrief besang. Das vermag nur die opferwillige Gesinnung und Tat, die sich nicht nur launisch auf natürliche und oft so flüchtige Neigungen gründet, sondern an der Blut der Gottesliebe entzündet und in jedem Menschen, zumal im enterbten und geplagten, ein

Gotteskind und einen Bruder oder eine Schwester in Christus und einen Mitberufenen für das ewige Leben erblickt. Das ist dann auch die umfassende Liebe, die groß ist wie das Gottesreich selbst, das alle Grenzen übersteigt, die Sprache und Blut, Volkstum oder Politik dem Menschen und den menschlichen Gemeinschaften ziehen. Das ist endlich die maßlose, übernatürliche Liebe, die auch dann nicht versagt, wenn sie keine dankbare Erwidierung findet, sondern sogar Feindschaft und Abneigung erntet und am Kreuze verblutet.

Wenn doch diese Liebe, diese kraftvolle, schöpferische Wärme, diese starke gottgewollte Einheit und Einigkeit wieder, wie es bei den Christen der Urzeit so heldenhaft der Fall war, alle verbände, die Christi Namen auf den Lippen und in ihrem Herzen überzeugungstreue tragen! Wie manche Wunden am Volkskörper müßten dann rasch und für allezeit vernarben! Dann würde das Blut, das jetzt schon so häufig bei der haßerfüllten Zerklüftung der Menschen die Heimat Erde benetzt, nicht weiter mehr fließen. Dann wäre der Ueberfluß der einen der willige Zufluß für den dürren und unfruchtbaren Acker der andern. Dann stünde nicht mehr Mensch gegen Mensch, Klasse gegen Klasse, Volk gegen Volk, sondern alle würden sich als Organe betrachten, die zusammen den christlichen Volkskörper bilden, ja den geheimnisvollen Leib Jesu Christi selbst. Wenn diese Liebe uns alle umschlöße! Wie brennend plagt dieser Wunsch meine Seele! Er ist weit mehr als ein heißes Gebet, das sich mir am Altare alltäglich entringt, er ist wie eine unnachgiebige Forderung, welche die Not der Gegenwart an mich gebieterisch stellt. Weil ich in allen Menschen nur Brüder, in allen Bürgern nur Volks- und Schicksalsgenossen, in allen Diözesanen ohne Ausnahme meine katholischen Söhne und Töchter betrachte, weil ich in allen Armen und Arbeitslosen vor allem die Ähnlichkeit mit Christus selber erkenne, werde ich unablässig, wie die Apostel der Urzeit neben der Gerechtigkeit die christliche Liebe verkünden und üben, die allein unserer zerrissenen und haßerfüllten Welt den Frieden wieder zu geben vermag.

Oder wollen wir fortfahren, statt des Evangeliums der Liebe die Schreckensbotschaft der Gewalt und des Machthungers, der Rachsucht und der Selbstsucht zu predigen? Wollen wir uns erst dann auf die erlösenden und aufbauenden Kräfte der Veröhnung und Liebe besinnen, wenn wir vor dem Chaos, dem rauchenden Trümmersfeld stehen, das allüberall und zu allen Zeiten die Brandsackel des Hasses und die Zwietracht erzeugten? Sind uns denn immer noch die Augen verhängnisvoll verschlossen und fühlen wir es nicht, wie entsetzlich geschwind wir dem furchtbarsten aller Kriege uns nähern, dem Kriege, in dem der Bruder den Bruder mörderisch zerfleischt und das Blut der Volksgenossen den Heimatboden in Strömen tränkt und entweicht? Soll sich die letzte Kraft unseres unterjochten Landes und Volkes in der inneren Zerspaltung, Verheerung und Vergiftung restlos und schmachvoll verzehren?

Es ist nicht leicht, in der Gegenwart Bischof zu sein. Aber gerade an der Schwere der Zeit und an der Größe der Aufgaben entfacht sich das Vertrauen auf die Kraft, die nicht der Erde, sondern dem Himmel entquillt. „Wir vertrauen nicht auf uns selbst, sondern auf Gott, der die Toten auferweckt, der aus so großen Gefahren uns errettet hat und rettet. Auf den hoffen wir, daß er auch ferner retten wird“ (2. Kor. 4, 8, 9).

Man hat mir gesagt, daß es mir bei der unseligen Zerrissenheit der Menschen gewiß nicht an Kummer und Sorgen gebreche. Ich habe damit selber gerechnet und ein gerütteltes Maß von bitteren Leiden schon in der jüngsten Vergangenheit getragen. Aber das entmutigt mich nicht. Ich fühle es im Gegenteil deutlich genug, daß die Mühsal und die Verfolgung dem Hirten sowohl als der Herde nützt. Ich denke an das Wort des Gekreuzigten selbst: „Der Knecht ist nicht über dem Herrn“ (Matth. 10, 24). Ich vertraue auf sein überströmendes Blut, das sich täglich von den Altären zum Heile der Menschen ergießt und auf die unzähligen Gebete, die mir so viele fromme, opferwillige Menschen versprochen. Ich vertraue auf das mannigfache Gute, das doch immer noch im reichgesegneten Schoße

unseres Volkes ruht, und auf die treue Arbeit meiner wackeren Priester. Ohne daß ich es ausdrücklich betone, wissen sie genau, daß ich den Frieden liebe und meiner Herde herzlich die Segnungen des Friedens erwünsche. Sie wissen aber auch, daß ich den faulen Frieden verschmähe, der aus der Grundlosigkeit, Feigheit und Schwäche entspringt, das Leben und die Wohlfahrt der Herde bedroht und das Gewissen der Hirten belastet. Sie wissen, daß ich im aufgezwungenen gerechten Kampfe sie brüderlich decke, und ich weiß es zuversichtlich und froh, daß ich selber mitten im gerechten Streit nicht verlassen und einsam bin. Ich vertraue auf die erblühende katholische Jugend, die sich inniger als je um die Kreuzesfahne schart und ihre Lenden mit dem Schwerte des Glaubens und Bekennermutes umgürtet. Ich vertraue auf das Beispiel und die Fürbitten des heiligen Bischofs, dessen Namen ich trage. Jahre hindurch habe ich am heimatlichen See sein Heiligtum gehütet und an seinem Feste oftmals gesungen: „Du Vorbild der Bischöfe und Priester, bitte für uns!“ Nun, da ich seinen Hirtenstab trage, bete ich es noch inniger und ergriffener als

je. Mag noch so viel Bitteres und Giftiges in den Kelch meines bischöflichen Lebens und Wirkens fallen, ich will den Kelch mutig erheben und trinken und daraus erkennen, daß er damit für mich und meine Erzdiözesanen zum „Kelche des Heiles“ wird. Ich will mich damit einreihen in das große Heer der Kreuzträger in unserem Volk und mir aus dem eigenen schmerzlichen Erleben der Bitterkeit unserer Zeit die Würde und Kraft verdienen, ihr Vater und Führer zu sein. Auf das Spruchband meines bischöflichen Hirtenstabes aber will ich unauslöschlich schreiben, was der Apostelfürst Petrus in seinem ersten Briefe an seine Mithelfer schrieb:

„Weidet die euch anvertraute Herde Gottes, und besorget sie nicht aus Zwang, sondern freiwillig nach Gottes willen, nicht um schändlichen Gewinnes willen, sondern aus Liebe: Nicht als solche, die über das Erbe Gottes herrschen, sondern die Vorbild der Herde geworden sind von Herzen. Und wenn der Oberhirt erscheinen wird, werdet ihr die unverwelkliche Krone der Herrlichkeit empfangen“ (1. Petr. 5, 2 — 4).

Es segne Euch der allmächtige Gott † der  
Vater, † der Sohn und † der hl. Geist.

Freiburg i. Br., in der Oktav des Festes der Apostelfürsten Petrus und Paulus.

‡ **Konrad**  
Erzbischof.



Vorstehendes Hirten Schreiben ist am Sonntag, den 10. Juli d. Js.  
von allen Kanzeln der Erzdiözese zu verlesen.

Freiburg i. Br., den 6. Juli 1932.  
Erzbischöfliches Ordinariat.

